Wilddiebe in Partenstein – aus Not oder Abenteuerlust?

Eingebettet in Laub- und Nadelwald liegt das kleine Dörfchen Partenstein. Die ersten Industrien im Spessart, die Glashütten, waren die Ursache für das Abholzen großer Waldflächen. Während die „Herrschaften“, die Bischöfe von Mainz, die Grafen von Rieneck, und die Grafen von Hanau ein Interesse an einer großen intakten Waldfläche hatten, sie wollten dort in Ruhe in einem wildreichen Gebiet jagen, drückten die „Untertanen“, die Einwohner, andere Probleme.

Jürgen Siebert meinte: „Der innerste, noch heute jeglicher Orte entbehrende Wald des Spessarts ist bis auf unsere Tage eine Folgeerscheinung des großgrundherrlichen und des später zum Teil staatlich gewordenen Waldbesitzes geblieben.“[1]

Dieser Beitrag soll sich mit dem Wald näher befassen. Der Wald, der voller Holz war, das aber nicht geschlagen werden durfte, denn Holzfrevel wurde streng bestraft. Der Wald, in dem Tiere lebten, Fleisch, das auf den Tischen der Dörfler Mangelware war, ja dort herrschte oftmals der blanke Hunger, denn auch auf Wilderei drohten drastische Strafen.
Mit zunehmender Bevölkerung und einer Vergrößerung der Orte in den letzten Jahrhunderten, musste zwangsläufig der Wald kleiner werden. In diesem Wald kamen sich nun die, von der „Obrigkeit“ ungeliebten Bewohner und die „Eigentümer“ mit ihren Forstbeamten immer häufiger in die Quere.
Die „Herren“ waren streng darauf bedacht, dass keiner unerlaubt die Jagd ausübte.

Ab 1517, bis nach den Bauernkriegen setzte der Mainzer Erzbischof, Kardinal Albrecht von Brandenburg den Glasmachern im Spessart tüchtig zu. Er strich ihnen ihre Steuervorteile (Zehnt) und schränkte ihre Rechte auf freie Beholzung praktisch ein. Er erließ u.a. ein Rodungsverbot, sowie einen Baustop für Häuser bei den Glashütten.
Die Weidennutzung der Waldweide wurde geregelt:
Die Weiderechte durften nur in bestimmten Gebieten durch den Gemeindehirten genutzt werden.
150 Jahre später, 1666, gab es eine Forstordnung die sich gegen „das waldfrevlerische Hüten von Ziegen“ im Wald richtete. Die Ziegenhaltung war nur den Armen gestattet, die sich keine Kühe halten konnten. „So einer Kühe halten kann, dem sind keine Ziegen gestattet“.

Gegen Ende des 18. Jhdt. war, unter anderem durch die Glasmacher, sehr viel Wald zu Ödland und verkrupptem Gebiet geworden. Deshalb musste durch kultivierten Waldbau der Forstleute der Wald wieder aufgebaut und das Ödland zurückgedrängt werden. In diese Zeit fällt auch die planmäßige Ansähung der Kiefer in unserem Gebiet.[2]

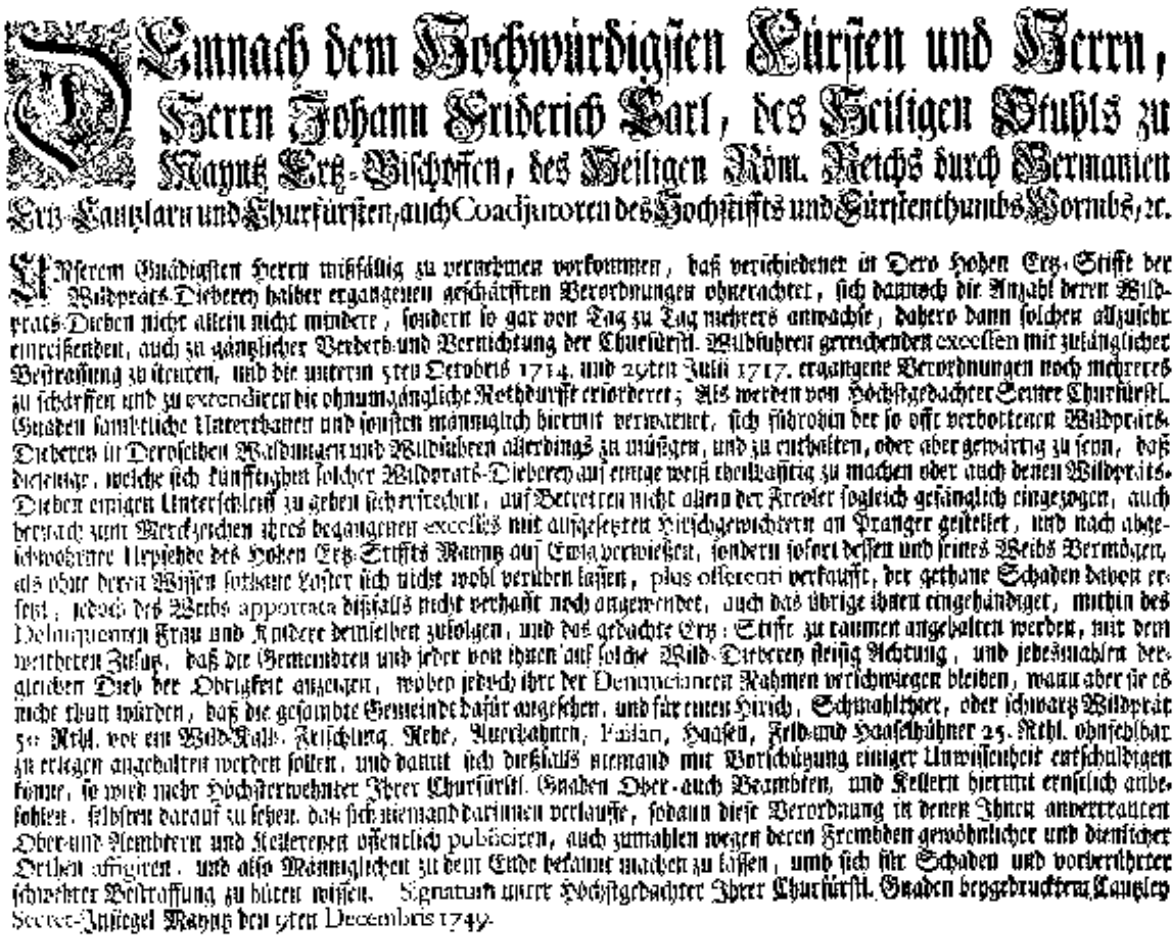
War es der Hunger, war es, der bei vielen Waldbewohnern vorhandene Jagdtrieb, oder war es die wirtschaftliche Not, die die Partensteiner in den Verdacht brachten große Wilddiebe zu sein?

Die Dorfbevölkerung hatte massive Probleme durch das Wild: Einmal die Wildschäden, die das Wild auf den Äckern der Bauern anrichtete, zum anderen die Frondienste, die es bei der Jagd zu leisten galt. So musste z.B. tagelang das Wild auf einer großen Fläche (Wildkammer) zusammen getrieben werden. Dort wurden die Tiere dann immer wieder an den Kanzeln der „hohen Herren“ vorbeigetrieben und von diesen dann reihenweise abgeschossen.
Es ging dabei gar nicht ritterlich zu, es war ein perverses Schauspiel, das im Töten des ängstlich zusammengetriebenen Wildes bestand. Die Jagdbeute musste durch die Jagdfröner abtransportiert, Zäune und Einfriedungen mussten erstellt werden.

Die Erzbischöfe und die, meist dem niedrigen Adel entstammenden, Beamten machten die Jagden zu einem gesellschaftlichen Ereignis, fast wie einem Spiel. Für die Dorfbevölkerung war das natürlich kein Spiel, sie mussten arbeiten, sahen wie gut es Menschen gehen konnte, während sie und ihre Familien darbten.

Nach den napoleonischen Wirren, als Partenstein 1814 an die Krone Bayerns überging, war der Wildstand arg reduziert. Auch die Weiterentwicklung der Schusswaffen (Zündhütchen, Perkussionsschloss, Zündnadelgewehr, Hinterlader) brachte eine Änderung der Jagdausübung mit sich.

Auch die Wildarten waren früher zahlreicher, eine Beschreibung dieses Wandels würde einen eigenen Bericht abgeben. Doch soll hier ergänzt werden, dass 1644 durch „sämtliche Amtsjäger“ oberhalb Lohr, bei Partenstein, ein großer Luchs geschossen wurde.[3]



Dass die „Obrigkeit“ das Wildern nicht als Kavaliersdelikt ansah, schließlich schoss man ihnen das Wild weg, oder fing es ganz unwaidmännisch mit Drahtschlingen, sehen wir in den Strafandrohungen.

„Dero Hohen Ertz-Stift“

So erließ die Mainzer Hofkanzlei 1749 im Namen von Kurfürst Johann Friedrich Karl von Ostein eine Strafandrohung gegen die Wilderer „in Dero Hohen Ertz-Stift“, das heißt im Spessart.

Die Verordnung verfügte nicht nur Strafen gegen den Wilderer. Er musste am Pranger stehen und das Land verlassen. Auch zwei Formen von Sippenhaft wurden verhängt. War ein Wilderer gefasst, so wurden mit ihm zusammen auch Frau und Kinder des Landes verwiesen, das Vermögen wurde eingezogen. Wurde der Wilderer nicht gefasst, musste die ganze Gemeinde für jeden festgestellten Schaden bezahlen. Dadurch wurde auch das Denunziantentum gefördert. Den Denunzianten wurde das Recht zugesichert, anonym zu bleiben.[4]

Was gibt es über Wilderer in Partenstein zu berichten?

Als erstes soll das betrachtet werden, was zwischen 1880 und 1930 über die Partensteiner Wilderer geschrieben wurde. Im „Heimatland“, der Heimatkundlichen Beilage zur Lohrer Zeitung, finden wir einen Beitrag des in Partenstein geborenen Oberforstmeisters Georg Endres.[5]
(Über und von Georg Endres finden sich auf unserer Seite noch andere Berichte)

„Manchen Leser dürfte es interessieren, etwas über die damaligen Wildererzustände im Spessart zu hören. Den Hehlerparagraphen kannte man nicht; die Wilderer erhielten äußerst geringe Strafen, drei, vier oder wenn es hoch ausfiel, einmal acht Tage Arrest. Das Schutzpersonal war nicht zahlreich genug und der Jagdschutz infolgedessen mangelhaft. Für unser großes Jagdrevier kamen für den Schutz, streng genommen, nur drei Mann in Betracht: Mein schon bejahrter Vater, der Forstgehilfe und der Vorarbeiter Velte, ein früherer Wilderer, seit seiner Annahme als Vorarbeiter, aber ein ganz zuverlässiger Jagdschutzbeamter, auch leidlicher Schütze mit viel jagdlicher Erfahrung.
In den Ferien kam ich als vierter hinzu. Wir hatten gerade genug zu tun, um die näher gelegenen Waldteile von Schießern und Schlingenstellern freizuhalten und konnten in diesen auch einen guten Rehstand erhalten. Die zwei Stunden entfernt gelegenen Revierteile konnten von Partenstein aus unmöglich geschützt werden.

Als wir zu zweit am Vormittage eines Herbstsonntages nach einem angeschossenen Rehbock suchten und ich den jagenden Hunden allein gefolgt war, stand ich auf einmal mitten in einer solchen Bande. Hinter jedem Ueberhälter streckte sich mir ein Gewehrlauf entgegen und kam der Ruf:
„Ho- hopp-zurück!“ Es blieb mir auch gar nichts anderes übrig als dieser Aufforderung nachzukommen.

Mitte der siebziger Jahre streifte ich an einem Herbstsonntagnachmittag einmal mit meinem Hunde die Steckenlaubsdickungen nach Sauen ab. Die Hunde suchten in der Dickung, waren aber noch nicht laut geworden. Da hörte ich auf einem engen Wege, den ich emporstieg, Stimmen.

Dass solche an diesem Ort nur von Wilderern herrühren konnten, war mir sofort klar und rasch stellte ich mich so auf, dass mein Flintenrohr noch bis an den Wegrand reichte. Da kamen auch schon hintereinander vier Wilderer in den damals üblichen langen Sonntagsröcken sorglos mit umgehängten Gewehren den schrägen Weg herunter auf mich zu; ich visierte die Köpfe an und wenn ich abgedrückt hätte, so hätte wohl jeder seinen Teil Schrot abbekommen. Als der vorderste mir gerade gegenüber war, hielt ich ihm mein Gewehr unter die Nase. Schnell wie der Blitz verschwand er in der gegenüber liegenden Dickung, während die drei hinteren, die das Gewehr noch nicht beobachtet hatten, solange verdutzt standen, bis auch sie das auf sie gerichtete Rohr erblickten, worauf sie mit Donnergepolter in die Dickung marschierten.

Es waren jedenfalls Wilderer von Rechtenbach, die direkt vom Nachmittagsgottesdienste weg mit den wohl vorher im Wald versteckten Gewehren auf den Abendanstand im Reichengrunde wollten.
Sehr stark wilderten die Bahnarbeiter der im Aubachtale verlaufenden Eisenbahn, die im Sommer jedes Reh in den Wiesengrund austreten sahen und durch Vermittlung der Bremser das geschossene Wild in die nächsten Städte verkauften.

Wie in ganz Deutschland, war 1848 auch im Spessart das Wildern stark eingerissen. Einzeln und in Banden ging hinaus, wer wollte und der Wildstand wurde nahezu ausgerottet. Anfang der 1850er Jahre war das Wildern abgeflaut, teils weil die Aufsicht wieder strenger geworden war, teils auch, weil es bei einem geringem Wildstande nicht mehr lohnte.

Einzelne konnten es aber doch nicht lassen,
so auch der in Partenstein wohnende junge Leinenweber H...

Damit er das Gewehr nicht immer von seiner Wohnung in den Wald tragen musste, versteckte er es draußen am Waldrand in einer so genannten Steinrücke, einem Überbleibsel, der früher um das Feld gesetzten Wildmauern. Als er das alte Vorderladergewehr einmal aus seinem Versteck hervorzog, blieb der Hahn an einem Steine hängen, das mit der Mündung auf seinen Körper gerichtete Gewehr ging los und die Schrote streiften ihn erheblich oberhalb der Hüfte.

Aber nach sechs Wochen stand er wieder am Webstuhl zu kümmerlichem Verdienste und bald nahm er auch wieder das lieb gewonnene Wildern auf.
Dies betrieb er aber sehr vorsichtig und schlau, sodass man wohl ab und zu einmal einen Schuss hörte, den Täter aber, der sich, wie er später gestand, meist in Wechseln mitten im Bestande ansetzte, nie erwischte.

An einem schönen Sonntagnachmittag des Herbstes 1867 vergnügten sich wie gewöhnlich die Herrschaften des Ortes auf dem Forstgarten bei einem Glas Bier mit Kegelspiel, als eiligen Schrittes ein Ortsnachbar erschien, den Pfarrer auf die Seite rief, mit ihm einige Worte wechselte, worauf er rasch die Gesellschaft verließ und uns zurief: „Es ist etwas passiert.“

Am anderen Morgen wussten wir, was passiert war. Zwei Freunde besuchten am Sonntagnachmittag die Tochter des H... und im Scherze ergriff einer das Gewehr des H..., das er ungeladen wähnte und drückte auf seinen Freund ab, der, im Rücken getroffen, zusammenbrach.
Velte, so hieß der junge Mann, starb am folgenden Morgen nach qualvollem Leiden. Bei der Gerichtsverhandlung, welche gegen den reumütigen Täter stattfand, gab dieser an, er habe nicht geglaubt, dass das offen in der Stube stehende Gewehr geladen gewesen sei und er habe namentlich auch kein Zündhütchen auf den Pistons des Vorderladers gesehen.
Mein bei der Verhandlung als Sachverständiger vernommener Vater sagte aus, diese Angaben seien glaubhaft. Das Gewehr des als Wilderer verdächtigen H... sei jedenfalls öfter der Nässe ausgesetzt gewesen, wodurch die ursprünglich glänzenden Kupferzündhütchen sich mit Grünspan und Rost überzogen hätten und dann nicht mehr als solche zu erkennen gewesen wären.
Absichtliche Tötung - etwa aus Eifersucht - kam nicht in Frage, da die Dirne keinen festen Liebhaber hatte, sondern mit verschiedenen Burschen scharmunzierte. So kam der unbedachte Jüngling in Anbetracht seiner Jugend und seines guten Leumundes mit sechs Wochen davon.
Im späteren Leben wurde ihm seine Unvorsichtigkeit nicht nachgetragen, er war viele Jahre der tüchtige Bürgermeister des Ortes. Das beschlagnahmte Gewehr musste wieder an H... zurückgegeben werden, da dieser behauptete es nicht zum Wildern sondern zu seinem persönlichen Schutze im Hause gehabt zu haben - und er wilderte damit weiter.

Ein Jahrzehnt später!
Als in den 1870er Jahren die Industrie in Deutschland zur Blüte kam, richtete in Partenstein ein Herr Kießling eine Holzschleiffabrik ein. Die Leineweberei ging nicht mehr recht und da auch das Wildern keinen nennenswerten Ertrag abwarf, meldete H... sich in der neuen Fabrik als Arbeiter und wurde angenommen.

Der neue Fabrikbesitzer hatte einen großen Teil der durch den Abgang meines Vaters freigewordenen Lohrer Stadtjagd, sowie die Partensteiner Gemeindejagd gepachtet und stellte den jagderfahrenen H... und noch einen früher im Staatswald verwendeten Vorarbeiter, welcher mein jagdlicher Lehrmeister gewesen war, als Jagdaufseher auf.
Diese übten den Schutz vor und nach der Arbeitszeit, namentlich aber an Sonn- und Feiertagen aus und durften auch Mitschiessen. Stolz marschierte H... jetzt mit Gewehr und dem mit Federn gezierten Schützenhut durch den Ort.
Ich hatte in einem in der Nähe gelegenen Staatswaldrevier, in welchem es aber nur Sauen, kein Rotwild gab, meine erste Anstellung gefunden. Mit dem Fabrikbesitzer war ich von früher her gut befreundet, konnte kommen und jagen, wann und wie ich wollte - ich hatte vollkommen freie Büchse. Der eine Jagdaufseher, mein früherer Jagdkumpan, hielt mich in alter Anhänglichkeit über Wildstand und Wildwechsel stets auf dem Laufenden. An den Wochentagen konnte ich mit meinem vorzüglichen Verbeller im eigenen Revier auf Sauen jagen, aber an Sonn- und Feiertagen zog es mich - namentlich im Herbste - nach Partenstein zur Jagd auf Rotwild.
Auf einem Jagdgang mit H... fragte mich dieser einmal: „Was hätten Sie getan, wenn Sie im Walde einmal bei der Jagd auf mich gestoßen wären?“ „Sofort hätte ich Feuer auf Sie gegeben“, war meine Antwort. „Sehen Sie, so garstig war ich nicht! Sie sind im Aschenmaul einmal auf zehn Schritte an mir vorbeigepirscht und ich habe Sie nicht totgeschossen!“
Und kurz nach dem Gespräch hätte er mich beinahe doch erschossen!

Bei der Hirschjagd am 17.Oktober 1877, ich hatte auf einen Hirsch geschossen.
Nachdem ich die beiden Jagdaufseher in der Dunkelheit herbeigepfiffen hatte, gingen wir der Fallrichtung nach und fanden den Hirsch mitten im Hohlweg verendet liegen. Erfreut schilderte ich meinen Begleitern den näheren Hergang - da schlug ein Feuerstrahl vor meinen Augen empor, im Zurückfahren flog mir der Hut vom Kopfe und taumelnd fand ich kaum Halt auf meinen Füßen!
Dem H...war eingefallen, dass er sein Gewehr noch nicht abgespannt hatte, er wollte dies nachholen und der Hahn war seinen, in der frischen Oktobernacht steif gewordenen, Fingern ausgerutscht. Da er den Lauf in unvorsichtiger Weise in der Richtung meines Kopfes gehalten hatte, hätte er mich beinahe erschossen.

Wiederum ein Jahrzehnt später. Der alte H... war in die ewigen Jagdgründe hinübergewechselt. Er hatte aber einen Sohn hinterlassen, in dessen Adern auch Wildererblut floss, nur übte dieser das unsaubere Gewerbe nicht mit Gewehr, sondern mit Draht aus. Es war ihm gelungen als Arbeiter bei der mitten im Staatswald 10 km von Partenstein in der Abteilung Sohl des Forstamtes Lohr-West aufgemachten Schwerspatgrube unterzukommen.

Neun Kilometer lang führte ihn sein Weg zur Arbeitsstelle durch den Wald. Er hatte die beste Gelegenheit, im Hin- und Rückwege die Wechsel auszukundschaften und bald da und dort, bald rechts und links Schlingen zu stellen und unauffällig nachzusehen.
Ein Bündelchen gesammeltes Leseholz markierte seine Abweichungen vom Wege. Die gefangenen Rehe brachte seine Frau in dem nahen Städtchen Lohr ganz oder zerlegt an den Mann. Aber auch bei ihm sollte sich das Sprichwort erfüllen: Der Krug geht solange zum Brunnen bis er bricht.

Lange hatte er sein Handwerk getrieben bis von den Forstbeamten die auffallende Abnahme des Rehstandes bemerkt und auch Schlingen gefunden wurden. Beim Verpassen war schließlich H...s Frau mit einem Reh abgefasst worden.
Eine Haussuchung förderte weiteres Belastungsmaterial zu Tage und die nun eingeleitete Untersuchung, welche sich auch auf die Abnehmer erstreckte, ergab die Tatsache, dass H... schon Jahre lang gewerbsmäßig mittels Schlingenstellens gewildert hatte.
Er und seine Frau erhielten schwere Gefängnisstrafen und verschiedene Hehler, darunter angesehene Bürger der Stadt Lohr, welche Wild billig erworben hatten, mussten ihre Gewinnsucht mit empfindlichen Freiheitsstrafen büßen. Jahrelang aber dauerte es, bis es die ausgewilderten Revierteile wieder zu einem annehmbaren Rehbestande brachten.

Hugo Vogt, dessen Name eine Straße in Partenstein ziert, kannte zu seiner Zeit die Wilderer von Partenstein auch. Er gibt einen Hinweis auf einen der damals führenden Jagd- und Forstmänner, Oskar Horn. Horn war am Forstamt Lohr tätig und hat mehrere Bücher über die Jagd, Sitten und Gebräuche bei der Jagd und über jagdbare Tiere geschrieben. Er hatte auch mehrfach Ärger mit den hiesigen Wilddieben. Er hinterließ uns einen Bericht über seine Erlebnisse mit Partensteiner Wilderern.[7]

Doch zuerst, wer war Oskar Horn?

Hugo Vogt schreibt über ihn: [6] (Das etwas „alte und holprige Deutsch“ ist Original und wurde nicht verändert). Ein Höllenlärm dringt aus der kleinen „Herrenstube“ der „Sengerswirtschaft“ (Lohr) in die Nacht hinaus: Singen, Lachen, Sprechen, Rufen, Klappern der Bierkrugdeckel, Klänge eines ehrwürdigen Tafelklaviers. Jeden Samstagabend tagte dort eine bunte Gesellschaft, jung und alt, verschiedenste Berufe, entgegengesetzte Temperamente, vereinend, zu fröhlichem Tun. Trunkfest, witzig, kein Spielverderber musste man sein, irgend etwas loshaben musste man, Beruf, Alter, Einkommen und sonstige öde Belange des Lebens waren gänzliche Nebensache. Mitten drin, die Brille auf der Stupsnase, mit lustig blinkenden Augen, kreuzfidel, immer bereit, einen kräftigen Trunk zu tun, da saß der „Doktor“.

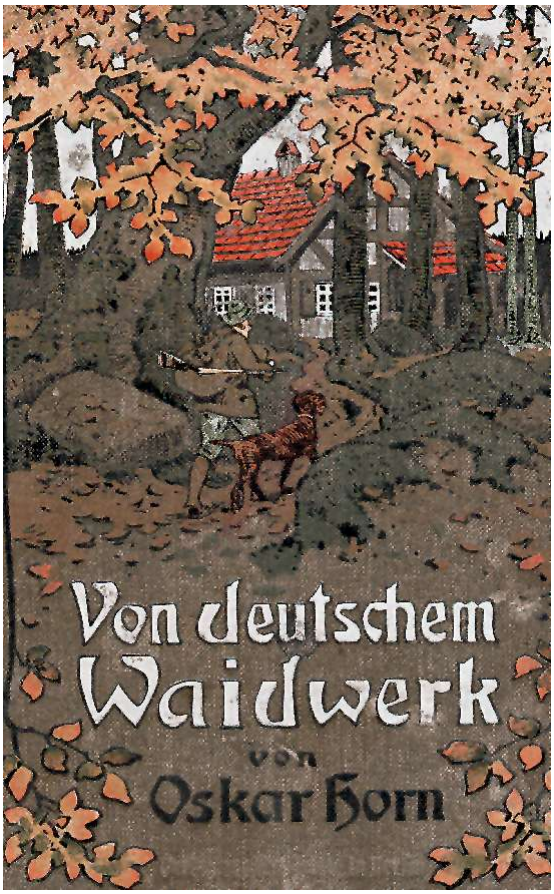
In seinen jungen und stürmischen Zeiten gehörte Oskar Horn dem berühmten Münchener Künstlerkreise, dem „Krokodil“ als „Hoffnungsvoller Dichter“ an, es hätte ihm wohl niemand vorausgesagt, dass er in älteren Tagen lange Zeit als Jagdverwalter in einer Kleinstadt ein bescheidenes Dasein führen würde.
Dr. Horn war ein merkwürdiger Mensch, hochbegabt, mit großem Wissen, ein glänzender Redner und stets voller Humor, mit dem er sich über alles Trübe hinwegtäuschte. Vielleicht fehlte ihm ein härterer Wille, sich durchzusetzen, ich vermag darüber nicht zu entscheiden.
Mit großer Liebe, mit Begeisterung hing er an der Jagd, an den Bergen, an Wild und Wald.
Es ist möglich, dass in seiner Jagdleidenschaft einer der Gründe lag, weshalb er nicht seinem Wissen und seinen Gaben entsprechend Bestes leistete.
Horn war ein Jäger mit ganz gediegenen Kenntnissen, mit vielseitigen Erfahrungen. Jeder, der seine Bücher „Jagdsport“ und „Vom deutschen Weidwerk“ gelesen hat, wird das zugeben müssen. Sein Handbuch des Jagdsports (Er selbst verwirft den Ausdruck „Sport“ in der Einleitung auf das Nachdrücklichste) ist eines der besten Bücher die wir Deutschen über die Ausübung der Jagd haben. Die Plaudereien und Aufsätze im „Weidwerk“ liest man immer wieder gern und mit Gewinn, obwohl sie formal an Wert verschieden.
Eine schicksalsreiche, wechselvolle Laufbahn - zuletzt „Redakteur“ eines kleines Blattes gewesen - hinter sich war der Doktor, der sich zuweilen von seinem Temperament hinreißen ließ, stets ein liebenswürdiger Gesellschafter, allem Menschlichen Verständnis entgegenbringend, ein besonders guter und reizvoller Erzähler.

Sein Sohn, der bekannte Schriftsteller Hermann Horn, hat diese Eigenschaft geerbt.
Leider ist der letztere nun auch schon tot.

Wie viele Gräber stehen am Wege. - Oskar Horn, der selbst erfahren hatte, was es einem ehemals freien Mann an Beherrschung kostet, wenn er sich um des täglichen Brotes willen in Meinung und Laune eines Brotherren fügen muss, behandelte alle, ob Herr oder Knecht, Gast oder Jagdaufseher, mit gleicher Freundlichkeit.
Er durchschaute jedweden bald, Schwächen und Fehler seiner Mitmenschen sah er klar, aber merken ließ er sich dies kaum oder überhaupt nicht. Höchstens, dass einer, der ihm näher stand, einer, dem er zugetan war, gelegentlich von ihm „aufgezogen“ wurde. Aber sein Spott oder sein Zuredestellen war in so viel Herz, Verständnis und Liebenswürdigkeit gewickelt, dass sich der ins Gebet genommene nicht verletzt fühlen konnte, wenn auch einmal ein derber Ausdruck mit unterlief.

Horn, der geborene „Kavalier“, in anregender Gesellschaft der Anregendste, gern Gastgeber, wenn er Geld hatte, klagte nicht über sein Leben. Ausdauernd und zäh beim Weidwerk, bei der Abendrunde oft der Letzte, der heimging, der Fröhlichste unter den Fröhlichen, konnte noch als alter Herr so sentimental werden wie der jüngste von uns jungen Springern. Er war geboren zu München am 14.Dezember 1841, lebte in seinen letzten Jahren als Journalist in Berlin, dort ist er am 2. Januar 1908 gestorben. Nach seinem letzten Wunsch und Willen wurde er in Lohr am Main neben seiner ihm lange im Tode vorausgegangen Ehegefährtin begraben.

Oskar Horn, „Von deutschem Waidwerk“, Auszüge aus dem Kapitel „Wilddiebsgeschichten“



Eine Pfarrhofgeschichte weiß ich von hier, wo sie vor meiner Zeit passiert ist.

Dorf Partenstein, eine Stunde von hier entfernt, ist ein bitterböses Wilderernest. Im Laufe dieser Erinnerungen wird der Name noch oft, sehr oft wiederkehren; sieben Kerle von dort habe ich in den Jahren hiesiger Tätigkeit schon ans Messer gebracht, d.h. längeren Freiheitsstrafen überliefert und noch ist die Gesellschaft nicht alle.
Also das Gerücht ging, in P. sei ein Bock gestohlen worden, der und der haben ihn heimgebracht; Gendarmerie und Jäger kamen Haussuchen. Natürlich war das längst vorher verraten worden, und die Wildererfamilie hatte volle Zeit, sich auf die Haussuchung vorzubereiten. Es ist auch nichts gefunden worden, trotzdem der Rehbock sich noch im Hause befand. Der alte Lump hatte die Abtrittsgrube geräumt, da hinein den Bock auf Stroh gelegt und mit Stroh zugedeckt.
Dann erleichterte sich die ganze Familie über dem Bock und natürlich dachte kein Gendarm daran, unter dieser Decke das gefrevelte Reh zu suchen. Als die Beamten unverrichteter Ding wieder abgezogen waren, zog der Bauer hohnlachend den Bock aus dem Stroh hervor und im Pfarrhaus zu W. ist er später verspeist worden.

Einmal stahl mir ein Bauer einen Zehnerhirsch.
Der Hirsch muss über die Grenze angeschossen worden sein - von wem habe ich niemals erfahren können - bei mir verendete er und der wackere Agrikel stieß beim Streustehlen auf den noch warmen. Hätte der Mann den Fall mir angezeigt, den Hirsch mir gebracht, er hätte Bringerlohn und ein so gutes Trinkgeld dafür erhalten, dass er mindestens vier Wochen lang für sich und die Seinen hätte Fleisch kaufen können.
Aber nein, das wäre ja der gerade, einfache weg gewesen und die Pfade, auf denen unsere Bauern schreiten, sind krumm. Der Mann ging heim, holte sich seinen Vetter zur Hilfeleistung; die beiden begruben den Hirsch auf ihrem Wagen unter Laubstreu, brachten ihn heim und zerteilten ihn zu Hause.

Das Geweih wurde ausgeschlagen, Kopf samt Haken und Decke vergraben und das „Fleisch“ halbierten die zwei und fraßen - essen kann man nicht mehr sagen - nun mit Todesverachtung lange Wochen hindurch „Hirschfleisch“.
Man kann sich denken, wie in der bäuerlichen Küche das Wildbret allmählich ausgesehen und gestunken haben mag - es wuchs den Leuten schließlich zum Hals heraus, aber - hinunter musste es doch.

Heute noch, nach langen Jahren, wenn der Biedermann gefragt wird, wie Hirschfleisch schmeckte, spukt der Kerl aus und meint, ihm komme keines mehr über die Schwelle; damals wurden Weib und Kind damit „gestopft“.
Das Geweih bot der Alte, nachdem seiner Meinung nach Verjährungsfrist eingetreten war, zum Kaufe an; 17 Mk. waren ihm dafür geboten worden, er wollte 20 Mk. haben. Und so erfuhr ich die Geschichte. Nun wurde auf erhobene Anzeige natürlich das Geweih amtlich konfisziert und dem Manne der Prozess gemacht.
Mit welchem Erfolg? Der Dieb des praeter propter 100 Mk. werten Hirsches erhielt - sage und schreibe- 3Mk. Strafe vom Schöffengericht. Der Bauer triumphierte - das genossene „Hirschfleisch“ war ja weit über 3 Mk. wert gewesen- der Jagdbesitzer wurde ausgelacht. Erst als ich Klage auf Schadenersatz anstrengte, verging dem Kerl das Lachen; jetzt kroch er zu Kreuz und kam zu mir und bettelte um gutes Wetter; sein Komplize hatte, weil schon vorbestraft, einen Tag Gefängnis erhalten.

Anschließend lässt sich Oskar Horn über die milden Strafen aus, die durch die Gerichte verhängt werden.

Und nun zu der schlimmsten Sorte von Wilddieben, den Kerls, die mit der Schlinge arbeiten.

Es ist unglaublich, wie weit diese Pest verbreitet ist.
Im Dorfe Partenstein, unweit von hier, zählt die Gesellschaft nach Dutzenden. Vom Vater erbt sich die „Kunst“ auf den Sohn. Das noch nicht schulpflichtige Söhnchen des B., eines der schlimmsten Gesellen, sah durch eine Lücke im Gartenzaun die Nachbarskatze in den väterlichen Garten herüberschleichen. Am nächsten Tage machte sich das Bübchen daran und verband den Pass der Katze mit einer regelrechten Schlinge, in der sich richtig in der nächsten Nacht die wackere Mieze fing. Doch ich will dem ruhigen Gang dieser Erinnerungen nicht vorgreifen.

Beim Schlingenstellen ist das Schwierigste die Überführung...
Wir kommen zu dem Dorfe Partenstein, eine gute Stunde von hier bahnabwärts, in den Spessart hinein. In dem dortigen Revier sind früher 40 - 45 Böcke alljährlich geschossen worden - heute 3 - 4! Wenn wir an Johanni auf dem reizend gelegenen Forstgarten dort Sonnwendfest feiern bei Büchsenknall und Tanz der Jüngeren, spielte uns die „Schlingenstellermusik“ von Partenstein dazu auf. So haben wir sie in einem Anfall von Galgenhumor getauft; wo die Wilderer Kompanieweise auftreten, gebührt ihnen auch eine Regimentskapelle! Denn das Regiment haben sie lange genug dort geführt.

Eben sind zwei von dort aus der Gefangenenanstalt heimgekehrt, vier sitzen in Zuchthaus und Gefängnis und drei befinden sich wieder in Untersuchung; was noch frei herumläuft und scheu beiseite schaut, wenn ein Gendarm die Straße herabkommt, zählt nach Dutzenden. In jedem dritten Hause kennt man den geglühten Draht. Im Hirtenhaus wohnen oder wohnten drei Familien; die „Väter“ von zweien derselben gehören zu den eben Entlassenen und wieder in Untersuchung Befindlichen, die dritte Familie, Mann, Frau, Sohn und Tochter sitzen alle vier. Die drei Familien lebten ausschließlich vom Wilddiebstahl; der eine war der Geißhirt, die beiden anderen dem Namen nach Taglöhner.

Arbeitsscheue, verkommene Menschen, der Stempel des Verbrechens ist ihnen auf das Gesicht gedrückt. Wir haben uns oft und viel Mühe gegeben, den Leuten Arbeit zu verschaffen. Sind sie irgendwo im Taglohn beschäftigt, so sind wir sie doch wenigstens den Tag über los.
Nirgends aber bleiben sie über den zweiten Tag. War ein Aufseher - es sind dort Schwerspatgruben und Mühlen, Holzstofffabriken usw. - in der Nähe, so arbeiten sie zum Schein; kaum wendet er den Rücken, so lagen sie auf der faulen Haut und schlafen. Während der Arbeit wollen sie einholen, was sie an Schlaf bei den nächtlichen Streunereien versäumt hatten. Den Lohn natürlich beanspruchen sie doch.

Das Gebiet dieser Leute erstreckte sich über einige Forstämter und unsere Jagd wurde in ihrer ganzen Ausdehnung von ihnen heimgesucht. Wir vielleicht etwas weniger, weil wir doch höllisch hinter ihnen her waren; dennoch vermissten wir zur rechten Zeit wieder ein Stück Rotwild und an der Grenze gegen das bezeichnete Dorf wollte der Rehstand um keinen Preis in die Höhe kommen.
Die dortige Gemeindejagd hatten wir bis vor Jahresfrist nicht; sie war in Händen eines Metzgers aus der Frankfurter Gegend, der selber um kein Haar besser war als unsere Schlingensteller und so wurde dort weggefangen und weggeschossen, was einmal von Wild einen Tag lang auf das dörfliche Gebiet sich hinausgewagt hatte.

Unter sich lebten die drei Familien natürlich wie Hund und Katze; oft erwachen nachts die Umwohnenden, so ging’s im Hirtenhause zu, Skandal und Lärm, mit Messern gingen namentlich die beiden Brüder St. gegeneinander. Aber ein Gutes hatten sie: sie brachten sich gegenseitig aufs Bänkchen. Wenn einer ein paar Wochen Haft bekam, wobei der Hausgenosse gegen ihn Zeugschaft abgelegt hatte, dann kam er und beichtete: Warum soll ich jetzt 14 Tage hinein? Mein Bruder oder der H. hat mehr gestohlen als ich... und der Bruder gab wieder den Geißhirt und den H. an und der H. beide St. So kam es, dass allmählich die ganze Gesellschaft sitzt und gesessen hat und wieder sitzen wird.

Eines Tages hörte ich, dass in der Abteilung L. ein „Hirsch“ gefangen worden sei.
„Hirsch“ heißt hier alles Rotwild; vom Hirsch als solchen spricht man als von einem „Hörnerhirsch“.
Leider war es sogar ein „Hörnerhirsch“ gewesen, wenn auch ein geringer in der Kolbenzeit.

Mit dem Aufseher auf Nachsuche fanden wir die Stelle. Der Hirsch musste ziemlich flüchtig bergab gewechselt sein, sich mit dem Kopf in der Schlinge gefangen und sich dann überschlagen haben. Der fürchterliche Draht hielt den Ärmsten fest und je mehr der Hirsch um sich schlug und sich zu befreien trachtete, desto enger und enger zog sich die Schlinge um seinen Hals, bis er erstickt war.
Der Boden rings war zerwühlt, von den Buchenstangen die Rinde weggeschlagen; zum Erbarmen sah es aus. In der Nacht war dann das Wildbret geholt worden; die Keulen und besseren Teile waren samt der Decke herausgeschnitten und fortgetragen worden, die weniger wertvollen, auch noch in der Haut, fanden wir. Ringsherum Stümpchen von Stearinkerzen, die den Dieben bei ihrem nächtlichen Handwerk geleuchtet hatten.

Das Wildbret war im Dorfe verteilt worden, so wurde die Sache ruchbar.
Ein paar „bessere Bürger“. Die vielleicht auch davon bekommen hatten, schwatzten die Sache aus: glücklicherweise kann hier zu Lande niemand das Maul halten und wenn das Motiv nur Schadenfreude ist – es wird erzählt, damit ich es hören und mich darüber ärgern soll.
Ich pflege in solchen Fällen aber rasch zu handeln und greife kräftig zu und zu ihrem Schrecken waren über Nacht die Schwätzer alle vor Gericht geladen, wo sie unter Eid vernommen wurden und Jäger und Gendarmen hielten Haussuchung, wobei der Hund, den ich mitschickte, die Wildknochen aufstöberte und die Frau des Verdächtigten einen Sack unter Wasser zu drücken versuchte, was ihr natürlich vereitelt wurde, worauf wir Schweiß und Wildhaare daran konstatieren konnten.

Ein Wort gab das andere, aus einem Zeugen wurden mehrere; schließlich lautete das Urteil für den Schreiner W. auf vier, den Tagelöhner St. auf sechs Monate Gefängnis. Aus der Gerichtsverhandlung wäre anzuführen, dass der Verteidiger des Schreiners seinen Klienten als vollkommen schuldlos hinzustellen suchte und zu diesem Zwecke die beiden Nachbarn des W. aus den Häusern rechts und links vom Hause des W. als Zeugen mitgebracht hatte. Die beiden hatten natürlich nie was gesehen; der mit W. in demselben Hause unter einem Dache wohnende Mann – war nicht geladen worden.

Der frühere und der jetzige Bürgermeister stellten dem Mann ebenfalls ein gutes Zeugnis aus, obwohl der jetzige Bürgermeister selbst wiederholt erklärt hatte, er habe wohl ein Dutzend Mal den W. ermahnt, das Schlingenstellen zu lassen; es werde doch einmal ein schlimmes Ende nehmen und er solle seine neun Kinder bedenken. – ja vor Gericht verstummen unsere Leute stets, da wissen sie gar nichts mehr!

Am hellen Tage hatte W. Schlingen aus der Tasche verloren beim Herausnehmen des Taschentuches und in seinem Hause war alles gefrevelte Wild der Gegend zerwirkt und verschickt worden.

Der Fluch jener Gemeinde war seinerzeit die Übernahme der Jagd in Regie. Das Schwarzwild hatte dort ziemlichen Schaden gemacht, so fand sich kein Pächter, weil die Einwohner ebenso bekannt waren wegen ihrer Schlingenstellerei wie wegen ihrer übertriebenen Wildschadenforderungen.

Die Dorftaxatoren schätzten erst den Schaden auf den eigenen Feldern ab, wobei sie natürlich nicht zu kurz kamen; dann musste man doch den übrigen Beschädigten so viel zuerkennen, dass diese nicht schwatzten und nicht den Gegensatz zwischen Ortsbürgern erster und zweiter Güte in den Wirtshäusern besprachen. Als Bürgermeister amtierte damals ein Bauer, der Hochdeutsch sprach – damit ist alles gesagt, ein Klugschwätzer, der alles wusste und noch so und so viel dazu, der dem Bezirksamtmann und dem Forstmeister die Konzepte verbesserte – und die Jagd, natürlich die Jagd verstand er erst recht aus dem Fundament.

Der dekretierte also sich eine Jagdkarte auf Gemeindekosten und noch zweien seiner Anhänger.

Dann setzten sich die drei Bauern hinaus und warteten, bis die Schweine kämen. Als die Sauen aber ihrerseits die Jäger warten ließen, wurde aus dem Dorfe mitgeschleift, wer ein Schiesseiseen in seinem Besitz hatte, und wenn es selbst aus der Arche Noah stammte. Profitiert hat die Gemeinde dabei nichts. Der Wildschaden wurde nicht weniger und der Wilderlös, von dem man sich so viel versprochen hatte, blieb ebenfalls aus. Die Bauern schossen –o ja! auf alles, was den Kopf zum Wald herausreckte. Aber aus Neid, Hase oder Reh könnten den Nachbar anlaufen – auf jede Distanz.

So hoben sie selten etwas auf, sondern arbeiteten für die Maden. Schoß einer mal ein Stück, dann wurde es, wenn kein Zeuge dabei war, vom Schützen gestohlen, waren Zeugen dabei, dann unterschlugen es Schütze und Zeugen gemeinsam der Gemeinde, an die es abgeliefert werden sollte. Eine Bauernjagd auf Regie! Da kann unser Herrgott seine Freude daran haben.

Dann fand sich ein Pächter, der schon erwähnte Metzger aus der Frankfurter Gegend.
Das erste, was dieser Biedermann tat, war, dass er sich nach den Wilderern im Dorfe erkundigte, nach denen, die den schlechtesten Ruf genossen. Mit sicherem Blick entdeckte er eine Spelunke, die zu ihm passte und die Kerle, mit denen er dann handwerkte.
Er brachte ein halbes Dutzend Gewehre mit, die er verteilte und was in der Gegend gefrevelt wurde, brachte man ihm und er schleppte es mit nach Frankfurt. Gott segne es denen, die davon gegessen haben! Aber kann unter solchen Verhältnissen eine Dorfbewohnerschaft und wäre es die best-veranlagte der Welt, intakt bleiben? Und wir leben doch im Spessart! Pachte einer nur brav Jagden im Spessart, er wird bald seine Wunder schauen. Jetzt ist die Jagd der Gemeinde Partenstein in pfleglichen Händen; die Verhältnisse sind andere geworden, eine neue gute Verwaltung gewählt – aber die alten Lumpen, die in diesen Jahren groß gezogen worden sind, ändern sich nicht mit den Jagdverträgen.

Da ist die Familie H. Von der „sitzt“ gegenwärtig alles, den jüngsten, etwa 15 jährigen Sohn und eine 6 jährige Tochter erster und den jährigen Sprössling zweiter Ehe ausgenommen.
Papa Henning pflegt zu sagen, mein Vater war ein Lump, ich bin ein größerer, aber der allergrößte wird der da und dabei deutete er auf seinen 19 jährigen Jungen, einen Burschen, der wie ein Kind von 13 aussieht. Das Darwinsche Gesetz der Vererbung!
Der alte H. – er ist tot – war Wald und Flurschütz der Gemeinde, die somit den Bock zum Gärtner bestellt hatte. Eines Nachts wollte er wildern und das draußen verborgene Gewehr zu dem Ende aus seinem Versteck unter dem Moos und Steinen hervorholen. Er zog und zog – da plötzlich ging ein Schuss los und die ganze Ladung fegte ihm durch die Brust. Ein ehrlicher Mensch wäre seinen Verletzungen erlegen, der – genas. Der jetzige Vater Henning – er ist etwas schwerhörig – „arbeitete“ mit oben erwähntem Filius zusammen.

Morgens ging er an die Arbeit; im Umkreis von sechs Stunden wurden Schlingen gelegt und revidiert; es war eine Art Großbetrieb, wie die zwei das besorgten. Und wenn man ihnen begegnete – einer den beiden? Halt Henning! Das Gewehr an der Backe! Da drehte er sich um, klopfte mit beiden Händen dorthin, wo der Rücken seinen ehrlichen Namen verliert und sprach seine Einladung dazu aus.
Was wollte man machen? Alle beiden konnte man doch nicht über den Haufen schießen!
Den einen visitieren und derweil sich rückwärts vom anderen angreifen lassen? Abwarten war die Parole.
Bei der geringsten Ungesetzlichkeit hatte man Klage zu erwarten, durch Zeugnis, je nachdem des Vaters oder Sohnes belegt. Die jetzt verstorbene Frau des M. (mit dem Beinamen Spitz) in Partenstein war sofort mit einer Klage wegen unsittlicher Angriffe bei der Hand, wenn man nachsehen wollte, ob sie gehenktes Wild im Buckelkorbe habe. Dagegen schützte ich mich und meine Leute allerdings, indem ich zeitig diese Manöver zu Protokoll gab und nachdem diese Gepflogenheit der würdigen Dame einmal aktenmäßig konstatiert war, halfen die Manöver nichts mehr.

H. hatte die Gewohnheit, am Schauplatz seiner Tätigkeit von größerem Wild die Decke zurückzulassen, ohne welche der Transport leichter zu bewerkstelligen war und die leicht zur Verräterin werden konnte. Außerdem haben Reh- wie Hirschdecken hier so gut wie keinen Wert. Er war ein gefährlicher Mensch, vor dem das Dorf zitterte. So hielt es unsagbar schwer, Zeugnis wider ihn zu bekommen. Unseren in Partenstein wohnhaften Jagdaufseher hatte er wiederholt mit Todschießen bedroht; da half uns der Zufall oder die blinde Wut, die H. gegen diesen Aufseher „im Busen nährte“, der ihm freilich oft genug seine Kreise gestört hatte.

Während der letzten Fassnacht passte die Familie H. dem Manne auf, der auf seine Wiese gegangen war, dieselbe zu wässern. Auf dem Heimweg überfielen sie ihn; aus Schimpfworten wurden Keile, H. wollte das Messer ziehen, da schlug der Aufseher, der den Griff nach dem Messer beobachtet hatte, ihn mit der Haue zu Boden und hin und her wogte das Geraufe in welchem Vater, Mutter, Sohn und Tochter gegen den Aufseher zusammenstanden, die beiden Weiber mit eingebundenen Steinen auf ihn losschlugen. Plötzlich gab der Vater dem Sohn ein Kommando, der zog ein Pistol und schoss es direkt dem Aufseher ins Gesicht. Eine rasche Beugung des Kopfes glückte, sodass Br. Mit verbranntem Gesicht und ebensolcher Hand davonkam, während H., wie er abends noch sich ausdrückte, ihn „blind hatte schießen“ wollen.

Vater H. – es kamen nunmehr Leute dazu und rissen meinen erschöpften Aufseher aus der Rotte heraus, wobei des letzteren Bruder um die Hälfte seines Bartes kam, so zerrten die Weiber daran – rannte dann wie ein Sieger bergauf und schrie ins Dorf hinab: „Wisst ihr, wer der Schinderhannes ist? Da schaut her, so einer wie ich!“ ... Der Bürgermeister telegraphierte sofort nach dem Arzt, nach der Gendarmerie, mich suchte ein Bote; der ganze Ort war in Aufregung.
Als der Gendarm den Jungen, der den Schuss abgegeben, verhaften wollte, gab es Protest über Protest; alle zwei oder keinen! Wird der Junge allein abgeführt, zündet der Alte nachts das Dorf an vier Ecken an. Also der Junge wurde freigelassen und tanzte die ganze Nacht mit den Dorfdirnen, es war ja Karneval.
Die Verhältnisse dieser Familie H. sind charakteristisch für die ganze Gegend. So sind die sittlichen Zustände im Spessart. Vater H. war Witwer und lebte im Konkubinat mit seiner jetzigen Frau. Aber nicht er allein, auch der Sohn lebte mit der Konkubine seines Vaters im Konkubinat; Frau und Mann wurden wiederholt dieserhalb gerichtlich bestraft. Dann heiratete der Vater die Person.
Das hielt den jungen Ehemann jedoch nicht ab, auch die eigenen Töchter erster Ehe, darunter das sechsjährige Kind zu missbrauchen. Die Untersuchung dieserhalb dauert noch fort. Da die Nächstbeteiligten jedoch ihre Aussage verweigern dürfen, ist es schwer, den gerichtlichen Beweis dafür fertig zu bringen. Im Laufe der Untersuchung wurde der Mann in Haft genommen. Das behagte der Frau nicht, so verlangte sie, dass ihr Stiefsohn sich zu ihr ins Bett lege und als dieser sich weigerte und davonging in seine Kammer, folgte sie ihm nach und nötigte ihn.
Während der Alte in Untersuchungshaft saß - bald wurde auch der Sohn gefänglich eingezogen - fing sie mit einem anderen Wilderer, einem Glasmacher aus Österreich, ein Verhältnis an, zog mit dem in den Wirtshäusern umher und welche Redensarten dabei fielen, kann man sich denken. Ihr inhaftierter Gemahl, dem davon zu Ohren kam, bombardierte eifersüchtig aus seiner Zelle heraus den Staatsanwalt, er möge doch auch seine Frau in Haft nehmen, die habe das gestohlene Wild ja verkauft und sei ebenso schuldig wie er. Es wäre ihm wohl gewesen, wenn das unschuldsvolle Täubchen in einer benachbarten Zelle gesessen, statt mit dem Österreicher umher zu streunen und ihn, den angetrauten Herrn und Gemahl, zu vergessen.
Das alles ist nach und nach bekannt geworden, als der Alte saß. Jetzt wusste man im Dorfe, dass er auf längere Zeit unschädlich gemacht werde und so rückten die Leute mit der Sprache heraus. Und doch war die erste Gendarmerieanzeige derart, dass die ganze Affäre im Sand zu verlaufen drohte: wie eine harmlose, alltägliche Dorfbalgerei war jener Überfall im Fasching hingestellt. Mir wurde davon Kenntnis und so nahm ich sozusagen die Untersuchung in die Hand; mir beichteten die Leute und mein Material gab ich sodann dem Gendarmeriewachtmeister, der den Rest besorgte. In der Verhandlung suchte der würdige Vater alles auf seinen Sohn abzuwälzen.

Der gestand und die Weiber gestanden.
Die Frau sagte auch aus, zu wem sie das gestohlenen Wild gebracht, wo sie es verkauft habe und so werden wir jetzt endlich die Hehler ihrer Strafe überweisen können. „Gehe nur zu dem“ - ein Metzger und ein Gerber aus Lohr wurden von ihr benannt - „und sage, du seiest die Frau vom Henning, dann wissen sie schon und nehmen das Fleisch“ - instruierte sie ihr Mann - damit ist der Beweis geliefert, dass beide Hehler auch die Kunden der ersten Frau des H. gewesen sind. Später bekam die Frau Prügel, weil sie „nichts versehe“ und nicht soviel Geld erlöse beim Verkauf wie die erste Frau.

Urteil: der Mann 11 Jahr 9 Monate Gefängnis, die Frau als Verkäuferin und also Hehlerin 13 Monate Zuchthaus, der Sohn 1 Jahr, die Tochter 3 Monate Gefängnis, welche Strafen sie gegenwärtig verbüßen...

Die Neuorganisation unseres Forstwesens ist, natürlich ohne es zu wollen, vielfach an dem Überhandnehmen der Wilddieberei mit schuldig. Ich verweise nur auf das erwähnte Dorf Partenstein, das der Sitz eines königlichen Forstamts (Oberförsterei) ist.

Welch ein ewiger Wechsel der Schutzbeamten! Kaum ein paar Monate machen sie Dienst, dann werden sie wieder versetzt. Nun kommt der junge Anfänger aus der Waldbauschule heraus und wird erst funktionierender und dann, sobald er das 21. Lebensjahr erreicht hat, wirklicher Forstaufseher. Geht es gut, bleibt der junge Mann auf seinem Posten, bis ihn die Tour zum Forstgehilfen trifft. Das sind ein paar Jahre, dann muss er fort. Genau so lange hat er gebraucht, um sich in die Verhältnisse seines bisherigen Wirkungskreises richtig einzuleben, Land und Leute kennen zu lernen. Jetzt, da er Resultate des bisherigen Studiums zu erlangen hofft, wirft ihn das Schicksal in Gestalt eines Beförderungsdekrets aus seinem Wirkungskreise fort und am neuen Orte kann er wieder von vorn anfangen.
Wir hatten in Partenstein solch einen jungen Forstaufseher, der mit wahrer Passion hinter den Schlingenstellern her war, Tag und Nacht die Wechsel durchkroch und die Schlingen ausnahm. Solche Herren sind nicht häufig und ich danke es dem wackeren Manne auch an dieser Stelle, dass er uns in all den geschilderten Affären kräftig unterstützt und zur Überführung der Wilderer von Partenstein das Seine redlich beigetragen hat.
Einer seiner Vorgänger war anders geartet: „Da wäre ich ein Narr, Schlingen zu suchen“, erklärte er. „Wenn ich heute zwei ausnehme, hängen morgen sechs frische drin.“ Natürlich kam solches Gespräch sofort an die Ohren derer, die es anging und der Weizen der „Stricker“ blühte.

Soweit der Auszug aus dem Kapitel „Wilddiebsgeschichten“ aus „Von deutschem Waidwerk“ von Oskar Horn.

Im selben Zusammenhang ein Kurzbericht aus dem „Lokalanzeiger für Gemünden“ von 1899.[8] Partenstein, 1. August 1899: „Gestern wurde der erst im Februar aus dem Gefängnisse entlassene Wilderer Henning und sein Sohn wegen neuerlichen Wildfrevels verhaftet und nach Lohr abgeführt, um dann ins Untersuchungsgefängnis nach Aschaffenburg verbracht zu werden.“

Der Bericht über die Wilddiebereien sollte nicht unkommentiert stehen bleiben.
Dr. Monika Schmittner aus Goldbach schreibt in einem Artikel „Spessartwilderer im 19. Jahrhundert: Mythos und Realität“ einen ausgezeichneten Bericht über die Wilderer im Spessart.[9] Doch sie sieht keine Romantik, kein Jagdfieber oder Jagdleidenschaft als Antrieb zum Wildern, sondern blanke Not und Hunger als Grund für das Verhalten. Die nachfolgenden Zeilen beleuchten das Thema, über das vorne die Forstleute berichteten, nun auch von der Seite der Bevölkerung.

Es war der Zwang - und nicht der Hang -, der die Männer in den bitterarmen Spessartdörfern des 19. Jahrhunderts zur Beschaffungskriminalität verleitete. Dabei hätte kein Mensch in diesem wildreichen Waldgebiet hungern müssen, denn Fleisch gab es in Hülle und Fülle. Nur blieb die Bevölkerung von diesem Reichtum ausgeschlossen.
Über Jahrzehnte hinweg war der größte Teil des Spessarts das bevorzugte Jagdrevier der Mainzer Kurfürsten. Die Jagd und insbesondere die Jagd auf Hochwild galt seit dem Mittelalter als Privileg des landesherrlichen Adels, dessen hoheitliche Stellvertreter vor Ort die Förster und Jäger waren. (...)
Für die Spessartbauern bedeutete die Jagdleidenschaft der Herrschaften eine ständige schwere Belastung. Das in hoher Zahl gehegte Wild suchte sich seine Nahrung nämlich nicht nur im Wald, sondern bevorzugt auch auf den Feldern und richtete dort immense Schäden an, allen voran die Wildschweine, die furcheweise Kartoffeln und anderes Saatgut aus dem Boden wühlten.
Dabei war die landwirtschaftliche Ernte auf dem mageren Buntsandsteinböden des Spessarts auch ohne Wildplage mehr als kläglich. Wirkungsvolle Gegenmaßnahmen waren den Bauern untersagt; Schadensersatz wurde ihnen nicht geleistet. Der Eigenschutz gegen Wildschäden mag zwar nur unmittelbar Anlass zur Wilderei gegeben haben, doch trug er häufig dazu bei, die durch Verbote und Strafandrohung gezogene Hemmschwelle zu überschreiten.

Wilderei verstieß gegen bestehende Jagdgesetze, das ist unbestritten. Es geht auch nicht um eine pauschale Exkulpierung dieses Delikts, doch sollen hier die romantisch verklärten oder durch hass und Feindseligkeiten verzerrten mentalen Wilderer-Bilder objektiviert und in einen sozialen Zusammenhang gestellt werden. Auf die Frage, was die Menschen vor allem im 19. Jahrhundert in so großer Zahl zum Wildern trieb, gibt es für den Volkskundler Hubertus Habel im Grunde nur eine Antwort: Armut und Hunger.
Wilderei war das klassische Armutsdelikt auf dem Lande, begangen von männlichen Familien-mitgliedern, um den Fleischmangel in akuten Fällen, aber nicht auf Dauer, zu lindern.
Eine gewohnheitsmäßige Methode zur Behebung von Versorgungsengpässen war Wilderei im Spessart also zu keinem Zeitpunkt. Es gab auch so gut wie keine „gewerbsmäßigen“ Wilderer, wie die zeitgenössischen Behörden immer wieder glauben machen wollen. Da die ungesetzliche Pirsch nur im Notfall ausgeübt wurde, konnte sie allenfalls als gelegentlicher Nebenerwerb (zum Beispiel durch den Verkauf von Fellen und Häuten) in Frage kommen.

Wilderer entstammen fast ausnahmslos den sozialen Unterschichten, die jeden Tag aufs Neue damit beschäftigt waren, das Existenzminimum ihrer Angehörigen aufzutreiben. Die in den Behördenakten ausgewiesenen Berufe spiegeln eine vorindustrielle Handwerkergesellschaft wider, die im Zuge der industriellen Revolution ihre wirtschaftliche Basis verlor und ins ländliche Handwerkerproletariat abzugleiten drohte:
Schmied, Schuster, Schneider ... und immer wieder Tagelöhner. Sie alle lebten in denkbar schlechten materiellen Verhältnissen. Mit dem Niedergang der Eisenhämmer und Glashütten im inneren Spessart gab es für die Männer kaum noch Verdienstmöglichkeiten vor Ort.

Die Sorge um das tägliche Brot war ständiger Begleiter ihres Lebens, Hunger auch in „normalen Zeiten“ häufiger Gast. Der Ertrag der durch die Erbrealteilung zersplitterten kleinen und kleinsten Äckerchen reichte oft nicht aus, die kinderreichen Familien satt zu machen. Landgerichtsarzt Dr. Franz Oefelein von Rothenbuch stellte in seinem Physikatsbericht um 1860 fest: Von Wohlhabenheit oder gar von Reichtum kann bei den Spessartbewohnern keine Rede sein, denn die, welche gleichwohl mit dem Namen >reich oder wohlhabend< belegt sind, haben nicht mehr als ihr dürftiges Auskommen und unterscheiden sich dadurch von den Andern, dass sie keine oder doch nur wenige Hypothek-Schulden haben (...) Man kann das Verhältnis der so genannten Wohlhabenden zu den Armen mit 1 zu 10 bezeichnen.

Geradezu lebensbedrohliche Krisensituationen entwickelten sich dann, wenn Naturkatastrophen und Missernten Hungersnöte auslösten, was im 19. Jahrhundert in mehr oder weniger großen Abständen immer wieder der Fall war. Die Menschen im Spessart waren diesen schlimmen Schicksalsschlägen wehrlos ausgesetzt. (...)

Den Männern war wohl bewusst, dass sie gegen Gesetze verstießen, ein moralisches Unrechts-bewusstsein freilich entwickelten sie nicht. In ihren Augen war Wildern sozusagen eine legitime Umverteilung des frei lebenden Fleisches, das die Obrigkeit exklusiv für sich allein beanspruchte.
Der im Naturrecht begründete Jagdanspruch des gemeinen Mannes ließ sich wohl nie ganz aus dem Unterbewusstsein verdrängen. Die verbotene Pirsch wurde als Notwehrdelikt begriffen, um sich und seine Familie am Leben zu erhalten. Noch heute trifft man im Spessart gelegentlich die Überzeugung an, jedem Wilderer gebühre nachträglich ein Verdienstorden oder Heldenkreuz, weil er mitgeholfen habe, die Einheimischen vor dem Verhungern zu retten.

Von den zeitgenössischen Forstverwaltern wurden die Wilderer immer wieder als Gefahr für die öffentliche Sicherheit diskreditiert und als arbeitsscheues Gesindel verunglimpft. Dieses Vorurteil existiert bis heute.
Allein aus der Tatsache, dass die meisten Wilderer bewaffnet waren, zog man den Schluss, dass diese für den Rest der Menschheit generell eine Gefahr darstellten. In den Akten der Behörden wimmelte es von diffamierenden Charakterisierungen: „Verwegenes Gesindel“, ruchlose Gesellen“, „dreiste Burschen“, „Faulenzer“ und so fort.
Solche Zuschreibungen verfolgten zwei Ziele: Die gesellschaftliche Ächtung der Wilderer und ihre strenge Bestrafung. Sie sollten kriminalisiert und ausgegrenzt werden, um Sympathien und Solidarität bei den Dorfbewohnern entgegenzuwirken. Zweifellos gab es auch unter den Wilderern Taugenichtse und verkrachte Existenzen, doch bei weitem nicht in dem Ausmaß, wie die Akten glauben machen wollen.
Ob es um die Erlaubnis zum Holzeinschlag ging, um das Sammeln von Leseholz oder Waldfrüchten, das Sicheln von Gras oder das Rechen von Streulaub - stets hatten die Forstbeamten die Herr-schaftsinteressen zu vertreten. In ihrem Pflichteifer verteidigten sie Wald und Wild unerbittlich gegen die Dörfler. Die Untertanen waren immer nur Bittsteller, die sich Entscheidungen widerspruchslos unterzuordnen hatten. Die Forstleute galten in der Landbevölkerung als Repräsentanten einer Staatsmacht, die ihre elementaren Lebensbedürfnisse ignorierte. Als „lästige Aufpasser“ wurden sie in den Dörfern zumeist nur widerwillig gelitten. (...)

Da Gewehre, Pulver und Blei teuer waren und außerdem Schüsse verräterisch weit zu hörbar, vermieden die Wilderer in der Regel zu schießen. Häufig legten sie Schlingen oder stellten Fallen an den Wildwechseln auf, die allerdings großen Schaden anrichten konnten. Oft ging das gefangene Wild elend zu Grunde, bevor der oder die Schlingenleger rechtzeitig zurückkehrten. Auch dieses Verhalten schürte begreiflicherweise den Zorn der Forstleute, ebenso wie die Unsitte, dass Wilderer die durch Fehlschüsse verletzten Tiere nicht nachsuchten, sondern sie qualvoll verenden ließen. (...)

Sowohl die Forstleute und die Wilderer waren Opfer und Täter zugleich. Alle steckten im gleichen Dilemma, denn keiner wusste genau, ob er lebend oder tot den Wald verließ. Sie lebten in ständiger Gefahr, von der Gewehrkugel des Widersachers getroffen zu werden.
Im Spessart zeugen etliche Bildstöcke und Sühnekreuze von blutigen Zusammentreffen tief im Wald. Sie erinnern sowohl an getötete Forstmänner als auch an getötete Wilderer. Mordlust soll hier keiner Seite unterstellt werden, jeder verteidigte verbissen seine Haut. Im Kampf um Leben und Tod wurde so mancher Forstmann dienstuntauglich geschossen, verlor ein Bein oder behielt einen steifen Arm zurück. Noch schlechter waren bei einer Schussverletzung die Wilderer dran, die aus nahe liegenden Gründen keinen Arzt aufsuchen konnten und sich ohne Behandlung auf ihre Selbstheilungskräfte verlassen mussten.
Am Fronleichnamstag 1923 erschoss der Forstverwalter August Lutz in der Waldabteilung Geier bei Frammersbach den Wilderer Johann Adam Hasenstab (!) aus Partenstein, der ihn zuvor an der Schulter schwer verwundet hatte. Es handelt sich hier nicht um den berühmten „Erzwilderer“ gleichen Namens. Erschoss ein Forstmann einen Wilderer auf frischer Tat, so galt dies als Notwehr, und er hatte mit keinerlei strafrechtlichen Folgen zu rechnen. Traf die Kugel eines Wilderers jedoch einen Forstmann, dann war das Mord. Die „Förstermörder“ wurden zum Tode verurteilt oder mit Zuchthausstrafen belegt, die die Betroffenen meist auch gesundheitlich ruinierten.
In den meisten Festungsverliesen herrschten katastrophale Zustände. Unrat, faules Stroh, Ratten, Gestank, Feuchtigkeit, Kälte, Lichtmangel und Mangelernährung machten die Gefangenschaft fast unerträglich, zumal die Insassen häufig in Ketten gelegt wurden.

In Partenstein wurde lange über den Tod des Hasenstabs gesprochen.
Der genaue Vorgang soll damals nicht bekannt gewesen sein. Es wurde berichtet, dass der Hasenstab angeschossen wurde und verblutet sei, weil der Förster Lutz aus Angst abwartete bis der Hasenstab tot war. An der Stelle wo Johann Adam Hasenstab starb, waren danach alle Bäume ringsum mit einem eingeschlitzten Kreuz gekennzeichnet. Der Förster Lutz hat dann die Bäume mit dem Kreuz fällen lassen, aber kurz darauf sollen immer wieder Kreuze in die anderen Bäume geschnitzt worden sein, bis der Förster Lutz die Fällungen aufgab.

(In einem Artikel des „Lohrer Echo“ vom 29.3. 2003 wird erwähnt, dass der „Verein der praktizierenden Land- und Forstwirte, Tier-, Vieh- und Pferdehalter“ zum 80. Todestag des Johann Adam Hasenstab einen Gedenkstein am Krommenthaler Pflanzgarten im Partensteiner Staatswald, dort wo Hasenstab erschossen wurde, aufstellen will. Als Termin wurde in einer späteren Veröffentlichung –wegen Terminschwierigkeiten- Ende Juni 2003 angegeben. In einer späteren Veröffentlichung wurde der Termin für die Einweihung des Gedenksteines nochmals verschoben. Am 1.9. 03 stand dann in der o. a. Zeitung, dass das für den 7. September 2003 geplante „Hasenstabsfest“ abgesagt sei.)
Erst mit der Einführung von Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen, der Neueinteilung der Forstbezirke 1886 und damit der besseren Überwachung der Wälder ging die Wilderei im Spessart allmählich zurück. (...) Doch in den Notzeiten der Nachkriegsjahre sowohl des Ersten als auch des Zweiten Weltkriegs lebte in einigen Spessartdörfern die Wilderei wieder in größerem Umfange auf.

Ich möchte dem Bericht der Monika Schmittner noch einen Satz hinzufügen:

Noch lange nach dem Zweiten Weltkrieg gab es in Partenstein mehrere Wilderer. Die meisten dürften für ihre Taten gesiebte Luft geatmet haben. In Zusammenhang mit so einem „Delikt“ kam es auch zu einem tragischen Todesfall. Ein Förster wurde, weil er keine Aussage machen wollte, in Beugehaft genommen. Dies zeigt also, dass Wilderei auch noch zwanzig Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg in Partenstein noch praktiziert wurde.
Ich selbst kann mich erinnern, es war vermutlich Ende der 1960er Jahre, fuhr am frühen Morgen ein Moped aus dem Wald, der Fahrer hatte einen Rucksack auf und aus dem Rucksack schaute oben ein ca. 1 m langes Ofenrohr heraus. Ob in dem Ofenrohr eine Flinte steckte? Wer weiß?

1 Jürgen Siebert, „Der Spessart eine landeskundliche Studie“, 1934
2 zit. Nach Forstdirektor Kampmann, Schöllkrippen in einem Vortrag am 15.2. 1979 in Lohr
3 Heinz Staudinger im „Spessart“ Heft 9/ 1991 Seite 15
4 Lorenz Völker im „Spessart“ Heft 3/ 1979
5 Georg Endres Auszüge „Aus dem Jugendleben eines Spessartjägers 1868-1888“. in „Heimatland“, September 1936 bis März 1937)
6 Jägergestalten aus vergangenen Tagen, von Hugo Vogt in „Heimatland“ Dezember 1937
7 Oskar Horn, „Von deutschem Waidwerk“, 1898, Auszüge aus dem Kapitel „Wilddiebsgeschichten“
8 Veröffentlicht im „Lohrer Echo“ vom 17. August 1999
9 „Spessart“, Heft 3/ 2003, Auszüge aus den Seiten 3-20,

Ihr eigener Beitrag zur Geschichtswerkstatt Partenstein:

Unsere Adresse für Fragen und Anregungen, sowie Beiträge auf die wir sehr gespannt sind.

Ihr Ansprechpartner: Holger Breitenbach

E-Mail: info@gw-partenstein.de

Anschrift: Sandweg 10
97846 Partenstein